

Ordnen, archivieren, teilen. Forschungsdaten in den ethnologischen Fächern

Forschungsdatenmanagement hat Konjunktur. Nachdrücklich eingefordert und vorangetrieben von so unterschiedlichen Akteuren wie den Forschungsförderinstitutionen, die an Qualitätskontrolle und effizienter Datennutzung interessiert sind, oder den *Open*-Bewegungen, die sich für freien Zugang zu Wissen einsetzen, begegnen EthnologInnen/Kultur-anthropologInnen dem Thema zurückhaltend, oft skeptisch. Zu Recht, einerseits, denn die Datenarchivierung und vor allem die angestrebte Nachnutzung der Daten durch Dritte werfen eine Reihe praktischer, rechtlicher und ethischer Fragen auf. Andererseits ist z. B. die Frage, wie digitale Daten organisiert und vor allem dauerhaft erhalten und verwendet werden können, auch in den ethnologischen Fächern virulent. In jedem Fall ist die Auseinandersetzung mit dem Thema dringlich, weil übergreifende Regelungsprozesse längst in Gang gesetzt worden sind.

Dieser Beitrag thematisiert unterschiedliche Aspekte der Debatte zum Datenmanagement und skizziert Problemlagen, offene Fragen, aber auch Chancen, die sich für die ethnologischen Fächer daraus ergeben können. Die sich mit der Durchsetzung digitaler Techniken und Technologien verändernden Bedingungen von Wissensproduktion wie -zirkulation erfordern nicht zuletzt historische Kontextierungen. Deshalb versucht der Beitrag auch fachhistorische Einordnungen.

Auch wenn Papier und Stift gerade in der Feldforschung weiter präsent sind, entstehen heute in nahezu jeder Forschung vor allem digitale Daten. Nach dem Willen der Forschungsförderer sollen solche Forschungsdaten in allen Disziplinen künftig nicht nur abgelegt, ausgewertet, kombiniert und interpretiert, sondern auch gemanagt, langfristig archiviert, möglichst frei ausgetauscht und zur weiteren Verwendung zur Verfügung gestellt werden.¹ Was in diesem Sinn unter dem Begriff *Forschungsdatenmanagement* wissenschaftspolitisch gefordert, technisch vielfach vorbereitet und

1 Für Österreich vgl. die knappen Hinweise unter <https://www.fwf.ac.at/de/forschungsfoerderung/open-access-policy/>, für Deutschland z. B. http://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/antragstellung/forschungsdaten/richtlinien_forschungsdaten.pdf (Zugriff: 13.12.2018).

in manchen Disziplinen längst praktiziert wird, schlägt sich in den methodologischen, forschungsethischen und fachpolitischen Debatten der ethnologischen Fächer und ihrer Fachgesellschaften jedoch erst nach und nach nieder.² Im Folgenden sollen in der Absicht, zu dieser Diskussion beizutragen, zunächst einige Aspekte dessen umrissen werden, was unter *Forschungsdatenmanagement* diskutiert wird und wie die Entwicklungen wissenschaftspolitisch gerahmt sind. Daran schließen sich Beobachtungen zur Verwendung des Datenbegriffs in den ethnologischen Fächern selbst an. Denn bisher scheint unklar, was unter *Forschungsdaten* in den Ethnologien eigentlich verstanden werden soll. Und schließlich soll der Frage nachgegangen werden, welche Formen sekundärer Nutzungen in den Ethnologien praktiziert werden oder wurden und wo Potenziale der Datenarchivierung für künftige Forschung liegen können. Adressiert wird dabei vor allem die gegenwartsorientierte ethnografische Feldforschung, mit Blick auf Forschungsmethoden und entstehende Datenformen können sich aber vor allem für die alltags- und zeithistorische Forschung ähnliche Fragen stellen.

Wesentliche Grundlage für diesen Beitrag sind eine Online-Umfrage, Interviews und viele informelle Gespräche mit Forschenden unterschiedlicher Statusgruppen der ethnologischen Fächer, Recherchen im Umfeld von Forschungsdatenrepositorien sowie die Beobachtung wissenschaftspolitischer Debatten und Positionierungen, die ich im Rahmen des Fachinformationsdienstes (FID) Sozial- und Kulturanthropologie durchführen konnte.³ Datenmanagement darüber hinaus auch in einem fachhistorischen Horizont zu betrachten, bietet Anknüpfungspunkte, die damit

2 „Ethnologische Fächer“ meint hier beide Fachtraditionen: Volkskunde/Europäische Ethnologie und Völkerkunde/Ethnologie.

3 Der FID ist an der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin angesiedelt und wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) seit 2016 im Programm *Fachinformationsdienste für die Wissenschaft* projektförmig gefördert. Zur Projektgruppe gehören neben mir selbst der Informationswissenschaftler Wjatscheslaw Sterzer und Matthias Harbeck, der als Fachreferent für Ethnologie der Universitätsbibliothek den FID leitet. Der FID ist ‚zuständig‘ für die Fächergruppen Ethnologie und Europäische Ethnologie, die Arbeiten umfassen neben dem Thema Forschungsdatenmanagement auch andere Felder und Services der Informationsversorgung, z. B. die Lizenzierung von Online-Angeboten der Verlage und den Ausbau des Fachportals EVIFA. Vgl. Matthias Harbeck: Kontinuität sichern, Innovation gewährleisten – Herausforderung(en) an den Fachinformationsdienst Sozial- und Kulturanthropologie. In: *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie* 2, 2018, S. 73–83, <http://dx.doi.org/10.3196/1864295018652322> (Zugriff: 3.9.2018).

einhergehenden Veränderungen stärker auch als Teil von Wissenschafts- und Methodenentwicklung zu reflektieren, nicht zuletzt in ihren technologisch und wissenschaftspolitisch getriebenen Aspekten. In diesem Sinne geht es mir im Folgenden in erster Linie darum, Problembereiche zu skizzieren und offene Fragen zu benennen. Die Entwicklung konkreter, akzeptierter und umsetzbarer Lösungen bzw. elaborierter Strategien des Datenmanagements für die Forschungspraxis in den ethnologischen Fächern bedarf weiterer Arbeit, Diskussion und kritischer Begleitung.

1. Notizen zur Debatte

„Der digitale Wandel wird immer noch unterschätzt“, hat Petra Gehring, Philosophin und derzeit Vorsitzende des Rats für Informationsinfrastrukturen (RfII)⁴ mit Blick auf die Wissenschaften kürzlich geschrieben. „Vielen der neuen Möglichkeiten [...] stehen tiefgreifende Veränderungen des Forschungsalltags und der Methodiken gegenüber – und zwar in allen Fachkulturen. Mit der Qualität der Methoden geht es aber um die Forschung selbst. So wird Forschungsdatenmanagement zur entscheidenden Ermöglichungsbedingung für Forschung überhaupt.“⁵ Man muss letzteres nicht unbedingt für ein besonderes Kennzeichen digitalisierter Wissenschaft halten,⁶ um anzuerkennen, dass Digitalität nicht nur neue Felder für ethnografische Forschung hervorbringt und etablierte Forschungsfelder weitgehend durchzieht, sondern digitale Technologien und ihre Werkzeuge längst Forschungsalltag und Forschungspraxis selbst verändert haben und weiter verändern werden.⁷ Und das auch dann, wenn

4 Der Rat für Informationsinfrastrukturen (RfII), eingerichtet von der Gemeinsamen Wissenschaftskonferenz von Bund und Ländern (GWK) in Deutschland, arbeitet seit 2014. Er ist politikberatend tätig und soll mit Blick auf die Entwicklungen von Informationsinfrastrukturen in Deutschland Positionen erarbeiten und in die europäischen und internationalen Debatten vermitteln. <http://www.rfii.de/de/der-rat/> (Zugriff: 15.9.2018).

5 Petra Gehring: Viele Fronten: Digitale Methoden fordern neue Prozesse: Wie kann Forschungspolitik Qualität und Verknüpfbarkeit von Daten sowie Datensouveränität sichern? In: *Forschung & Lehre. Alles was die Wissenschaft bewegt* 9, 2018, <https://www.forschung-und-lehre.de/viele-fronten-985/> (Zugriff: 18.9.2018).

6 Vgl. Helmut Zedelmaier: *Werkstätten des Wissens zwischen Renaissance und Aufklärung*. Tübingen 2015.

7 Vgl. Roger Sanjek: From Fieldnotes to eFieldnotes. In: Ders., Susan W. Tratner (Hg.): *eFieldnotes: The Makings of Anthropology in the Digital World*.

man nicht mit genuin rechnergestützten „digitalen Methoden“⁸ arbeitet. *Forschungsdatenmanagement* ist deshalb zunächst ein mehr oder weniger sperriges Label, unter dem verschiedene Aspekte des Umgangs mit Digitalität in den Wissenschaften subsumiert und konzeptuell verbunden werden können: Es geht erstens um eine Reihe forschungspraktischer Probleme z. B. der Ordnung, Organisation und Sicherung von Daten und Dateien, des Datenaustauschs und der gemeinsamen Datennutzung in Forschungsgruppen sowie um die Implikationen verschiedener Software, die dabei zum Einsatz kommt. Unter dem Stichwort *Langzeitarchivierung* wird zweitens verhandelt, wie flüchtige digitale Daten über raschen technologischen Wandel hinweg persistent erhalten werden können und wie lange ‚langfristig‘ sein kann oder sein sollte, aber auch, wo – im Sinne eines konkreten Speicherplatzes – Dateien möglichst dauerhaft gespeichert werden können und wem die Kontrolle über die Daten obliegt. Sind hier noch basale Operationen der Wissensproduktion, des Suchens und Sammelns, der Verwaltung, Verarbeitung und Sicherung von Material berührt, zielt Datenmanagement aus der Perspektive der Förderinstitutionen aber drittens auch auf etwas anderes: „Die langfristige Sicherung und Bereitstellung der Forschungsdaten“, heißt es beispielsweise in den *Leitlinien zum Umgang mit Forschungsdaten* der DFG, „leistet einen Beitrag zur Nachvollziehbarkeit und Qualität der wissenschaftlichen Arbeit und eröffnet wichtige Anschlussmöglichkeiten für die weitere Forschung“.⁹ Es geht also zum einen um neue Formen der Überprüfbarkeit und Qualitätskontrolle und zum anderen um die Nachnutzung von Daten durch Dritte für die Entwicklung und Bearbeitung neuer Forschungsfragen und damit letztlich um erhöhte Effizienz öffentlich geförderter Forschung. Ähnliche

Philadelphia 2016, S. 4–27; vgl. den Bericht von Gertraud Koch über den Medienwandel bzw. den des technischen Equipments während ihrer eigenen wissenschaftlichen Arbeit seit dem Studium. Gertraud Koch: Zur ‚Datafication‘ der Wissensproduktion in der qualitativen Forschung. Erscheint im Tagungsband zur Tagung *Forschungsdesign 4.0 – Datengenerierung und Wissenstransfer in interdisziplinärer Perspektive* am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Dresden, 19.–22.4.2018.

- 8 Zur Kritik des Begriffs vgl. Michael Raunig, Elke Höfler: Digitale Methoden? Über begriffliche Wirrungen und vermeintliche Innovationen. In: *Digital Classics Online* 1 (4), 2018, S. 12–22, <https://doi.org/10.11588/dco.2017.0.47289> (Zugriff: 20.8.2018).
- 9 *Leitlinien zum Umgang mit Forschungsdaten*, 2015, http://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/antragstellung/forschungsdaten/richtlinien_forschungsdaten.pdf (Zugriff: 18.9.2018).

Daten sollen nicht mehrfach erhoben, sondern mehrfach genutzt werden. Und das möglichst bald nach dem Abschluss eines Projekts.¹⁰ Die Forderung nach und die Förderung von Datenmanagement und der dazu notwendigen technischen Infrastrukturen sind also auch ein Element der Ökonomisierung akademischer Wissensproduktion.¹¹ Zum Tragen kommen dabei aber gleichzeitig durchaus gegenläufige Absichten der *Open*-Bewegungen: Im Sinne von *Open Science* soll auch das Versprechen von mehr Teilhabe, Gerechtigkeit und Innovation eingelöst werden.¹² Und auch hier wird etwa unter dem Slogan Öffentliches Geld – Öffentliches Gut gefordert, dass aus Steuergeldern finanzierte Inhalte frei zur weiteren Verwendung zur Verfügung stehen sollen – und nicht nur zur Rezeption.¹³ Angestrebt wird insgesamt nicht weniger als die Etablierung einer neuen ‚Datenkultur‘ in den Wissenschaften, mithin eines Kulturwandels in allen Disziplinen hin zu einer Selbstverständlichkeit der Datenöffnung und des Data Sharing sowie des dazu eben erforderlichen Datenmanagements.¹⁴ Und auch technisch wird häufig groß gedacht: In Österreich arbeitet das Projekt *e-Infrastructures Austria* an der infrastrukturellen Vernetzung von neun Universitäten und weiteren Forschungseinrichtungen,

10 Zu den unterschiedlichen Ebenen des Umgangs mit Forschungsdaten – prozessbegleitendes Datenmanagement, Langzeitarchivierung und Nachnutzung – vgl. Sabine Imeri, Matthias Harbeck, Wjatscheslaw Sterzer: Forschungsdatenmanagement in den ethnologischen Fächern. Bericht aus dem Fachinformationsdienst Sozial- und Kulturanthropologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 1 (114), 2018, S. 71–75. Siehe auch, zu unterschiedlichen Aspekten von Forschungsdatenmanagement, die Beiträge in: Stephan Büttner, Hans-Christoph Hobohm (Hg.): Handbuch Forschungsdatenmanagement. Bad Honnef 2011, urn:nbn:de:kobv:525-opus-2412 (Zugriff: 12.11.2018).

11 Vgl. die Beiträge in: Kathrin Audehm, Beate Binder, Gabriele Dietze, Alexa Färber (Hg.): Der Preis der Wissenschaft. Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1, 2015.

12 Dominik Scholl: Open Everything – Der 15. Wikimedia-Salon „Das ABC des Freien Wissens“, 2. Mai 2017, <https://blog.wikimedia.de/2017/05/02/open-everything-der-15-wikimedia-salon-das-abc-des-freien-wissens/> (Zugriff: 16.10.2018).

13 Vgl. z. B. eine Podiumsdiskussion unter dem Titel Öffentliches Geld? Öffentliches Gut! am 21.9.2018 in Berlin, organisiert vom Verein Wikimedia Deutschland. Die Videoaufzeichnung ist erreichbar unter https://www.wikimedia.de/wiki/Monsters_of_Law_-_Crashkurs_f%C3%BCr_die_Wiki-Welt (Zugriff: 16.10.2018).

14 Der angestrebte Kulturwandel wird häufig mit einem Generationenwechsel assoziiert, wie kürzlich bei einer Veranstaltung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) in Berlin unter dem Titel *Forschungsdatenmanagement – künftige Entwicklungen und aktuelle Fragen der Wissenschaft* gleich mehrere der Vortragenden betonten (17.10.2018).

in Deutschland soll eine *Nationale Forschungsdateninfrastruktur* (NFDI) etabliert werden und die EU-Kommission plant seit einigen Jahren den Aufbau einer *European Open Science Cloud* (EOSC).¹⁵

Daten sichern. Zur aktuellen Praxis in den Ethnologien

Erhebungen aus den letzten Jahren zum aktuellen Umgang mit Forschungsdaten haben – gemessen an den großen Erwartungen und weitreichenden Planungen – für viele Fächer allerdings ein einigermaßen ernüchterndes Bild gezeichnet:¹⁶ Fachweit anerkannte und geteilte Standards für die Datenarchivierung existieren häufig ebenso wenig wie dazu notwendige Datenrepositorien, in denen Forschungsdaten fachlich adäquat archiviert, dauerhaft auffindbar gehalten und nicht zuletzt durch die Vergabe persistenter Identifikatoren¹⁷ zitierbar werden können. Die Ethnologien sind hier keine Ausnahme: Der Umfrage des FID Sozial- und Kulturanthropologie zufolge werden Daten aus abgeschlossenen Forschungen vor allem auf Rechnern, Festplatten, USB-Sticks oder bei kommerziellen Cloud-Diensten gespeichert, von langfristiger oder gar systematischer Datensicherung kann also kaum gesprochen werden. Datenerhalt erfolgt auf diese Weise individuell und eher zufällig, und – vor allem mit Blick auf Datenschutzvorgaben – kaum regelgerecht. Fast die Hälfte aller an der Umfrage Teilnehmenden erstellten für ihre Projekte bisher keine Datenmanagementpläne – die als zentrales Instrument des kontrollierten Umgangs mit Forschungsdaten gelten und zunehmend bereits bei Antragstellung für Drittmittelforschung vorgelegt werden

15 <https://www.e-infrastructures.at/de>, <http://www.rfii.de/de/themen/>, <https://ec.europa.eu/research/openscience/index.cfm?pg=open-science-cloud> (Zugriff: 18.9.2018).

16 Vgl. z. B. für die Chemie: TIB (Technische Informationsbibliothek) Hannover, FIZ Chemie Berlin, Universität Paderborn: Vernetzte Primärdaten-Infrastruktur für den Wissenschaftler-Arbeitsplatz in der Chemie: Konzeptstudie. Hannover 2010; für die Altertumswissenschaften: Maurice Heinrich, Sabine Jahn, Felix Schäfer: Stakeholderanalyse 2013 zu Forschungsdaten in den Altertumswissenschaften. Teil 1: Ergebnisse. Berlin 2014, <https://doi.org/10.13149/000.jah37w-q> (Zugriff: 18.9.2018).

17 Solche Identifikatoren können von Forschungsdatenrepositorien vergeben werden. Sie erlauben – ähnlich wie eine ISBN – die eindeutige Identifizierung von Datensätzen. Gesichert werden kann damit die dauerhafte Auffindbarkeit von Datensätzen z. B. in Katalogen, aber auch eine geregelte Zitation.

sollen –, weitere rund 30 Prozent wissen nicht, ob es für ihr Projekt einen solchen Plan gibt bzw. was das überhaupt sein soll.¹⁸ Es zeigt sich, dass Kenntnisstand und Praxis in den ethnologischen Fächern sehr unterschiedlich sind und – das wird auch in vielen Gesprächen deutlich – das Thema bisher eher von außen an die ethnologischen Fächer herangetragen wird.¹⁹

Überdies gibt es im deutschsprachigen Raum derzeit kaum Möglichkeiten, Daten aus ethnografischer Forschung angemessen zu archivieren und vor allem zur Nachnutzung bereitzustellen. Die Umfrageergebnisse des FID legen nahe, dass derzeit verfügbare generische Datenrepositorien mit Blick auf die Besonderheiten qualitativer Forschung und die daraus resultierende Beschaffenheit der Daten in der Regel unzureichend sind. Denn der überwiegende Teil der Daten wird nicht einfach ‚offen‘ zugänglich sein können. Benötigt werden deshalb Datenarchive, die etwa Zugangskontrolle gewährleisten oder Datennutzungsverträge abschließen, und insgesamt eine (disziplin-)spezifische Professionalisierung aufweisen, die z. B. universitäre Datenrepositorien mangels Ressourcen kaum leisten können.²⁰

Insgesamt ist eine innerfachliche Verständigung über Anforderungen, Schwierigkeiten und Chancen von Forschungsdatenmanagement dringend erforderlich, um als Fach in der Debatte sprechfähig zu sein und sich an der Ausgestaltung der längst in Gang gesetzten Regulierungspro-

18 Vgl. Sabine Imeri, Ida Danciu [Mitarb.]: Open Data. Forschungsdatenmanagement in den ethnologischen Fächern. Auswertung einer Umfrage des Fachinformationsdienstes Sozial- und Kulturanthropologie an der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin 2016. Teil I: Statistiken. Berlin 2017, S. 14 und 18, <http://www.evifa.de/cms/ueber-evifa/forschungsdatenmanagement/> (Zugriff: 18.9.2018).

19 In einzelnen Segmenten kann das anders sein, wie das Archiv DOBES (Documentation of Endangered Languages) zeigt, zu dem auch EthnologInnen beitragen. <http://dobes.mpi.nl/> (Zugriff: 18.9.2018). Vgl. Thomas Widlok: The Archive Strikes Back: Effects of Online Digital Language Archiving on Research Relations and Property Rights. In: Mark Turin, Claire Wheeler, Eleanor Wilkinson (Hg.): Oral Literature in the Digital Age Archiving Orality and Connecting with Communities. Cambridge 2013, S. 3–19, <https://www.openbookpublishers.com/product/186/> (Zugriff: 18.9.2018).

20 Vgl. Sabine Imeri: Archivierung und Verantwortung. Zum Stand der Debatte über den Umgang mit Forschungsdaten in den ethnologischen Fächern. In: RatSWD [Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten] (Hg.) (2018): Archivierung und Zugang zu qualitativen Daten. RatSWD Working Paper 267. Berlin 2018, S. 69–79, <https://doi.org/10.17620/02671.35> (Zugriff: 24.11.2018).

zesse überhaupt beteiligen zu können.²¹ Die Formulierung spezifischer Probleme, die sich aus ethnografischen Forschungsansätzen und -strategien ebenso ableiten lassen wie Anforderungen an die Gestaltung von Datenarchiven, ist dabei ebenso notwendig wie die Suche nach Allianzen mit benachbarten Fächern, die sich etwa mit Blick auf die Produktion qualitativer Daten vor ähnliche Herausforderungen gestellt sehen.²²

Rechtliche Aspekte

Auf allen Ebenen von Datenmanagement können in Abhängigkeit von der Art der Daten teils komplexe rechtliche Fragen relevant werden, die hier zumindest in einigen Aspekten angerissen werden sollen. Denn weil die rechtlichen Rahmenbedingungen für Forschungsdatenmanagement erst nach und nach ausformuliert werden,²³ müssen auch Verfahren und Standards, die einerseits Rechtssicherheit ermöglichen, andererseits aber Forschung nicht behindern oder einschränken, noch erarbeitet werden.

Das vor allem mit Blick auf Langzeitarchivierung und Nachnutzung ethnografischer Daten wichtigste und kontroverseste Thema ist den Erhebungen des FID zufolge die Wahrung der in der Forschungsbeziehung zugesicherten Vertraulichkeit – und damit ein Thema, das im Schnittfeld von Datenschutz- bzw. Persönlichkeitsrecht und Forschungsethik zu verorten ist. Weil in der ethnografischen Forschung – wie in der im weiteren Sinn qualitativen und auch quantitativen Sozialforschung insgesamt – regelmäßig personenbezogene Daten entstehen, die im Rahmen der Datenschutzgesetze zudem oft den „besonderen Kategorien personenbezogener Daten“ zuzuordnen sind,²⁴ waren entsprechende Rechts-

21 Die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde (dgv) hat kürzlich ein erstes Positionspapier zum Umgang mit Forschungsdaten beschlossen, auch die Société Internationale d’Ethnologie et de Folklore (SIEF) wird sich mit dem Thema beschäftigen.

22 Vgl. Imeri (wie Anm. 20).

23 Vgl. die kürzlich publizierten Ergebnisse eines rechtswissenschaftlichen Projekts an der Technischen Universität Dresden: Anne Lauber-Rönsberg, Philipp Krahn, Paul Baumann: Gutachten zu den rechtlichen Rahmenbedingungen des Forschungsdatenmanagements im Rahmen des DataJus-Projektes. Dresden 2018, https://tu-dresden.de/gsw/jura/igewem/jfbimd13/ressourcen/dateien/publikationen/DataJus_Zusammenfassung_Gutachten_12-07-18.pdf (Zugriff: 30.11.2018).

24 Das sind Daten, „aus denen die rassische und ethnische Herkunft, politische Meinungen, religiöse oder weltanschauliche Überzeugungen oder die

vorschriften auch bisher schon zu beachten. In Publikationen wurden sie in der Regel mit verschiedenen Strategien der Anonymisierung realisiert. Mit den Möglichkeiten und Risiken digitaler Speicherung und Verbreitung müssen Fragen der Umsetzung dieser Vorschriften jedoch neues und stärkeres Gewicht bekommen, und das eben nicht erst bzw. nicht nur dann, wenn Publikationen vorbereitet werden. Datenmanagement bedeutet in diesem Sinne auch in hohem Maße Datenschutzmanagement. Vor allem die Frage, ob und in welcher Form Daten zur Nachnutzung weitergegeben werden können, muss darüber hinaus in aller Regel nicht nur rechtlich, sondern auch forschungsethisch beantwortet werden: etwa weil Daten sensibel und risikobehaftet sein können auch ohne zwingend Personenbezüge aufzuweisen, mit Blick auf Milieus am Rand der Legalität, im Kontext von Migration, politischem Aktivismus oder Ähnlichem. Auch an die Anonymisierung bzw. Pseudonymisierung multimodaler Datenbestände werden im Fall der dauerhaften Archivierung neue Anforderungen zu stellen sein, auch wenn – oder gerade weil – Daten nicht offen verfügbar sein werden. Denn für das Nachnutzungspotenzial ist auch entscheidend, inwieweit es gelingt, die Anforderungen an Anonymisierung und den Erhalt der Interpretierbarkeit und Aussagekraft von Daten auszubalancieren.²⁵

EthnologInnen positionieren sich in diesem Zusammenhang häufig skeptisch gegenüber der *informierten Einwilligung* – das datenschutzrechtlich zentrale Instrument, das die Verarbeitung und Archivierung von personenbezogenen Daten sowie deren Nachnutzung erlaubt – sofern sie eine formale, wenig flexible und vor allem vorab und schriftlich zu dokumentierende Erklärung erfordert.²⁶ Denn es sind viele Feldsituationen denkbar, in denen die Einholung *dokumentierter* Einwilligung nicht möglich ist, auch wenn Einverständnis und Freiwilligkeit der Beteiligung

Gewerkschaftszugehörigkeit hervorgehen, sowie [...] Gesundheitsdaten oder Daten zum Sexualleben oder der sexuellen Orientierung“. Art. 9 DSGVO (EU), Abs. 1.

25 Vgl. Victoria Reyes: Three Models of Transparency in Ethnographic Research: Naming Places, Naming People, and Sharing Data. In: *Ethnography* 2 (19), 2018, S. 204–226, <https://doi.org/10.1177/1466138117733754> (Zugriff: 18.9.2018).

26 Sowohl die DGSVO (EU) als auch nationale Gesetze sehen Einschränkungen der datenschutzrechtlichen Vorgaben zugunsten der Forschung vor. Vgl. Lauber-Rönsberg, Krahn, Baumann (wie Anm. 23). Überlegungen zu den Implikationen der DGSVO (EU) für die ethnografische Forschung sowie eine Zusammenstellung relevanter Paragraphen in: Alberto Corsín Jiménez: Data Governance Framework for Ethnography. 2018, <http://hdl.handle.net/10261/172227> (Zugriff: 30.11.2018).

forschungsethisch geboten sind.²⁷ Einverständnis wird mit Blick auf heterogene, offene Feldsituationen und Formen partizipativer Forschungszugänge vielmehr als permanente Aufgabe und dynamischer, reflexiver Prozess der Aushandlung verstanden, in feldspezifischer Form und in aller Regel ohne standardisierte Vereinbarung: „It is the quality of the consent, not its format, which is relevant.“²⁸ Es wird insgesamt notwendig sein, künftig eine gewisse Standardisierung der Verfahren mit den notwendig individuellen, weil vom jeweiligen Forschungsfeld abhängigen Strategien des Umgangs mit solchen Fragen und Notwendigkeiten zu verbinden, um damit die Offenheit ethnografischer Forschungsprozesse zu erhalten und gleichzeitig zu ressourcenschonenden reflektierten Routinen zu kommen.

Bestenfalls andiskutiert – das soll nicht unerwähnt bleiben – sind darüber hinaus Fragen des Urheberrechts und der Nutzungsrechte an Forschungsdaten, und nicht immer existiert zu allen Fragen bereits ein adäquates Recht.²⁹ In Abhängigkeit vom Forschungsfeld können in diesem Zusammenhang zudem Aspekte der vielschichtigen Problematiken von *cultural property* relevant werden.³⁰

- 27 So berichtet es etwa Hansjörg Dilger von seinen Forschungen zu den Lebensbedingungen von Menschen mit HIV/AIDS-Infektion in Tansania. Weil die Erkrankung dort mit Stigmatisierung verbunden ist, wäre die Einholung dokumentierter Einwilligungen nicht möglich gewesen. Hansjörg Dilger: Ethics, Epistemology and Ethnography: The Need for an Anthropological Debate on Ethical Review Processes in Germany. In: *Sociologus* 2 (67), 2017, S. 191–208, <https://doi.org/10.3790/soc.67.2.19> (Zugriff: 19.8.2018). Ähnliches kann gelten, wenn illegale Aktivitäten im Forschungsfeld eine Rolle spielen, beforschte Gruppen Repressionen ausgesetzt sind oder auch, wenn Personen in machtvollen Positionen sich zu Hintergrundgesprächen bereiterklären.
- 28 Vgl. Robert Albrow, Dena Plemmons: Obtain Informed Consent and Necessary Permission. In: Alex W. Barker, Dena Plemmons (Hg.): *Anthropological Ethics in Context. An Ongoing Dialogue*. Walnut Creek, California, 2016, S. 119–44, Zitat S. 120. Vgl. Imeri (wie Anm. 20).
- 29 Z. B. existiert rechtlich noch kein ‚Eigentum‘ an Forschungsdaten. Vgl. Linda Kuschel: Wem „gehören“ Forschungsdaten? In: *Forschung & Lehre. Alles was die Wissenschaft bewegt* 9, 2018, <https://www.forschung-und-lehre.de/wem-gehoe-ren-forschungsdaten-1013/> (Zugriff: 18.9.2018).
- 30 Vgl. Widlok (wie Anm. 19).

2. Ethnografische Daten. Annäherungen an die Verwendung des Datenbegriffs

Will man Daten aus ethnografischer Forschung langfristig archivieren, dann wird man nicht umhinkönnen, den Datenbegriff stärker zu reflektieren, Unterschiede zu anderen Wissenschaften, aber auch zur allgemeineren Begriffsverwendung zu markieren, womöglich eigene Konzepte zu entwickeln, um daraus letztlich epistemologisch begründbare Konsequenzen für technische wie ‚politische‘ Anforderungen an Datenarchivierung abzuleiten. Denn in Publikationen und Positionspapieren zum Forschungsdatenmanagement kommt in der Regel ein ausgesprochen pragmatischer, generischer Begriff von *Forschungsdaten* zur Anwendung. Forschungsdaten, so heißt es z. B. in einem Papier des bereits erwähnten Rats für Informationsinfrastrukturen, „sind Daten, die im Zuge wissenschaftlicher Vorhaben entstehen, z. B. durch Beobachtungen, Experimente, Simulationsrechnungen, Erhebungen, Befragungen, Quellenforschungen, Aufzeichnungen, Digitalisierung, Auswertungen. Forschungspragmatisch, wenn auch nicht immer trennscharf, lassen sich Forschungsprimärdaten von -sekundärdaten unterscheiden, die den Entstehungsprozess der Primärdaten dokumentieren und kontextualisieren.“³¹ Vor dem Hintergrund der technischen und informationswissenschaftlichen Prozesse, die der Archivierung von Forschungsdaten zugrunde liegen, sind dabei mit „Daten“ in der Regel unterscheidbare digitale Objekte gemeint, die erfasst, mit Metadaten beschrieben, gesichert, über Schnittstellen ausgetauscht und interoperabel gemacht werden können, unabhängig von ihren Entstehungskontexten und zunächst auch von den Inhalten, die sie repräsentieren. Es wird also in vielen Fällen ein informatorischer Datenbegriff verwendet, unabhängig davon, dass auch Forschungsdaten in kommunikativen Prozessen sozial hergestellt, kontextgebunden, theoriebeladen und Produkte medialer Dispositive schon in der Erzeugung sind³² – und damit ein Datenbegriff, der die im ethnografischen Forschungsprozess

31 Rat für Informationsinfrastrukturen (Hg.): Leistung aus Vielfalt. Empfehlungen zu Strukturen, Prozessen und Finanzierung des Forschungsdatenmanagements in Deutschland. Göttingen 2016, S. A-13, <http://www.rfii.de/?wpdmdl=1998> (Zugriff: 18.10.2018).

32 Vgl. Karin Knorr Cetina: Das naturwissenschaftliche Labor als Ort der „Verdichtung“ von Gesellschaft. In: Zeitschrift für Soziologie 2 (17), 1988, S. 85–101.

33 Vgl. Koch (wie Anm. 7).

zentralen Dimensionen Kontextualität und Referenzialität tendenziell reduziert oder eliminiert.³³

In den ethnologischen Fächern gibt es derzeit kein allgemein geteiltes Verständnis davon, was Forschungsdaten sind bzw. ob und bei welchem Bearbeitungsstand von ‚Daten‘ gesprochen werden kann oder sollte. Entsprechend wird der Datenbegriff auch nicht gleichmäßig verwendet: Während manche Forschende in ihren Publikationen dezidiert und regelmäßig von erhobenen Daten schreiben – vor allem im anglo-amerikanischen Sprachraum ist häufig von *ethnographic data* die Rede –, tun andere dies eher en passant. Für viele EthnologInnen scheint der Datenbegriff eine eher untergeordnete Rolle zu spielen, häufig wird er auch ganz vermieden zugunsten von Begriffen wie *Material*, *Dokumente* oder *Quellen*.³⁴ Insofern Daten als verfügbare Ware aufgefasst werden, wird der Begriff auch dezidiert abgelehnt.³⁵

Auch eine Unterscheidung von *Primärdaten*, die mit Blick auf eine Fragestellung im Feld selbst erhoben wurden, und *Sekundärdaten*, die von anderen gesammelt worden oder in Ethnografien, als *Zensusdaten* und in historischem Material verfügbar sind, ist gelegentlich anzutreffen.³⁶ Vorgesprochen wird etwa eine Unterscheidung von „hard data“ – wörtliche Transkripte, die sich speichern und wiederholt analysieren lassen – und „soft data“ – Eindrücke und Erinnerungen, die nicht archivierbar sind.³⁷ Und manche EthnologInnen sprechen auch von „Rohdaten“ – ein Kon-

34 Vgl. auch Annette Markham: Undermining ‚Data‘: A Critical Examination of a Core Term in Scientific Inquiry. In: *First Monday* 10 (18), 2013, <http://firstmonday.org/ojs/index.php/fm/article/view/4868/3749> (Zugriff: 27.7.2018); Jörg Lehmann, Thomas Stodulka, Elisabeth Huber: H2020 Project K-PLEX: WP4 Report on Data, Knowledge Organisation and Epistemics [Research Report]. Freie Universität Berlin. 2018, S. 67 f., <https://hal.archives-ouvertes.fr/hal-01761214> (Zugriff: 27.7.2018).

35 Vgl. Peter Pels u. a.: Data Management in Anthropology: the Next Phase in Ethics Governance? *Social Anthropology* 3 (26), 2018, <https://doi.org/10.1111/1469-8676.12526> (Zugriff: 20.8.2018).

36 Vgl. mit Blick auf den ethnografischen Vergleich Carol. R. Ember, Melvin Ember, Peter N. Peregrine: Cross-Cultural Research. In: H. Russell Bernard, Clarence C. Gravlee (Hg.): *Handbook of Methods in Cultural Anthropology*, 2. Auflage, London 2015, S. 561–599, hier S. 566.

37 Der Autor selbst beschreibt diese Trennung aber als gleichsam problematisch, weil „hard data“ ohne „soft data“ nicht angemessen interpretiert werden könnten. Robert Pool: The Verification of Ethnographic Data. In: *Ethnography* 3 (18), 2017, S. 281–286, <https://doi.org/10.1177/1466138117723936> (Zugriff: 18.9.2018).

zept, das inzwischen einer kulturwissenschaftlichen Kritik unterzogen worden ist³⁸ –, etwa wenn sie im Kontext genealogischer Forschungen oder eines „Ethno-Zensus“ mit statistischen Verfahren arbeiten.³⁹

Um 1900. Daten als Fakten

Historisch ist der Datenbegriff in den Ethnologien wiederum länger in Gebrauch, als man in Anbetracht dieser Unklarheiten vermuten könnte: Eine grobe Überblicksrecherche zeigt, dass der Datenbegriff in – im weitesten Sinne – ethnologischen Texten und Zeitschriften in den Jahrzehnten vor 1900 häufig im Zusammenhang mit zeitlichen Bestimmungen, statistischen Angaben, Beschreibungen klimatischer Verhältnisse⁴⁰ oder anthropometrischen Messungen⁴¹ verwendet wurde – und damit im Rahmen des allgemeinen Sprachgebrauchs.⁴² Darüber hinaus war aber regelmäßig auch allgemeiner von „Daten“ die Rede, z. B. wurde „unsere Kenntniss des Gegenstandes durch Beibringung nicht leicht zugänglicher Daten aus scandinavischen Quellen bereichert“,⁴³ oder es hatten „sich einige ethnographische Daten von selbst ergeben“, die „mit den früheren ungarischen Aufzeichnungen über diesen Gegenstand ergänzt und mitgeteilt werden“ sollten.⁴⁴ Deutlichere Hinweise darauf, welches

38 Vgl. die Beiträge in Lisa Gitelman (Hg.): *Raw Data is an Oxymoron*. Cambridge/Mass. 2013.

39 Hartmut Lang, Julia Pauli: *Der ethnographische Zensus. Eine praxisorientierte Einführung*. In: *Methoden der Ethnographie* 2, 2002, <http://ethnographic-methods.org/heft2-census/> (Zugriff: 11.9.2018).

40 Z. B.: Rintaro Mori: *Ethnographisch-hygienische Studie über Wohnhäuser in Japan*. In: *Zeitschrift für Ethnologie* 20, 1888, *Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte*, Sitzung vom 26. Mai 1888, S. (232)–(246), hier S. (239).

41 Z. B.: O[tto] Schellong: *Beiträge zur Anthropologie der Papuas*. In: *Zeitschrift für Ethnologie* 23, 1891, S. 156–230, hier S. 158 und 182.

42 Vgl. für den Sprachgebrauch im Deutschen z. B. *Meyers Konversations-Lexikon*, Band 4, fünfte neubearbeitete Auflage. Leipzig, Wien 1894. Eine Einordnung des Gebrauchs im Englischen seit dem 18. Jahrhundert findet sich in: Daniel Rosenberg: *Data Before the Fact*. In: Gitelman (wie Anm. 38), S. 15–40.

43 Michael Haberlandt in einer Rezension zu: Troels Lund: *Gesundheit und Krankheit in der Anschauung alter Zeiten*. In: *Zeitschrift für österreichische Volkskunde* 8, 1902, S. 62.

44 Moses Rubinyi: *Die Csango-Magyaren in der Moldau*. In: *Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn* 4/5 (6), 1902, S. 59–67, hier S. 59.

Verständnis von ‚Daten‘ hier zum Tragen kam, gibt ein Zitat von Adolf Bastian aus einer Rede von 1873 in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte: „Die vielen neuen Aufschlüsse [in der Urgeschichte]“, so Bastian, „bringen in ihrem Reichthum selbst eine solch überwältigende Fülle völlig unvermittelter Entdeckungen mit sich, dass uns für den Augenblick noch die genügenden Orientierungspfeiler fehlen, um selbst auch nur eine erste Anordnung zu versuchen. [...] Um nicht in den früheren Fehler der Deduktionsmethode zurückzuverfallen, um nicht mangelnde Fakta durch Hypothesen zu ergänzen und zugleich zu entstellen, werden wir aber zuwarten müssen, bis die Thatsachen in hinlänglich genügender Masse vorliegen, dass aus ihnen selbst zu organischer Verbindung eine Gesetzmäßigkeit hinzutritt. *Auch in der Ethnologie und der mit ihr eng verbundenen Anthropologie entgeht uns noch der benötigte Abschluss der Daten, hier aber einzig und allein in Folge der unvollkommenen Mittel sie zu beschaffen, indem sie überall offen auf der Erdoberfläche daliegen und nur der Ernte warten.*“⁴⁵

Das Bild von Daten, die herumliegen und geerntet werden wollen, verbindet nicht nur eine fast poetische Verklärung der verschiedenen Realitäten tatsächlicher Sammlungspraxis⁴⁶ zu einem sorgenden Akt mit einer gewissen Komik, sondern es verweist vielmehr in der Gleichsetzung von Daten mit Fakten oder Tatsachen darauf, dass die Begriffsverwendung keineswegs neutral war. Bei Bastian, der als ausgebildeter Arzt die Ethnologie als eine „naturwissenschaftliche Psychologie“ zu konzeptionieren suchte,⁴⁷ war sie vielmehr eine machtvolle Setzung aus dem Selbstverständnis eines im Entstehen begriffenen Faches heraus, das sich „als eine Natur- und Geisteswissenschaften vermeintlich überbrückende, alle Zeiten und alle Völker umspannende Disziplin“⁴⁸ mit den Eckpunkten

45 Adolf Bastian: Eröffnungsansprache in der Sitzung Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte vom 11.01.1873. In: Zeitschrift für Ethnologie 5, 1873, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, S. (3)–(6), hier S. (3), Hervorhebung S. I.

46 Vgl. z. B. Larissa Förster, Iris Edenheiser, Sarah Fründt, Heike Hartmann (Hg.): Provenienzforschung zu ethnologischen Sammlungen der Kolonialzeit. Berlin 2018, <https://doi.org/10.18452/19029> (Zugriff: 20.9.2018).

47 Zum Wissenschaftsverständnis Bastians vgl. Annemarie Fiedermutz-Laun: Adolf Bastian und die Begründung der deutschen Ethnologie im 19. Jahrhundert. In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 3 (9), 1986, S. 167–181.

48 Bernd Weiler: Die Ordnung des Fortschritts. Zum Aufstieg und Fall der Fortschrittsidee in der „jungen“ Anthropologie. Bielefeld 2006, S. 231.

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte positionierte: Die Orientierung am Objektivitätsanspruch positivistischer Naturwissenschaften erstreckte sich entsprechend auf die Logik der Materialsammlung, die zuverlässige Daten für eine valide Theoriebildung – hier das Erkennen von Natur- bzw. Entwicklungsgesetzen der Menschheitsgeschichte – erbringen sollte,⁴⁹ und trug damit wesentlich dazu bei, dass die Anthropologie zu einer „mächtigen Bastion der Wissenschaftsgläubigkeit“⁵⁰ des späten 19. Jahrhunderts wurde. Spürbar ist hier auch ein Verständnis „mechanischer Objektivität“, das Lorraine Daston und Peter Galison zufolge durch den Versuch gekennzeichnet war, die eigene Persönlichkeit im erhobenen Material möglichst zum Verschwinden zu bringen. Objektivität war hier „ein Verlangen, ein leidenschaftlicher Entschluß, den Willen zu unterdrücken und die sichtbare Welt ohne Interventionen auf dem Papier erscheinen zu lassen“⁵¹ – und damit auch, das Gemachtsein von Daten unsichtbar zu machen. Im Bewusstsein, dass Dinge und Traditionen vergänglich und weltweit in stetem Verschwinden begriffen waren, verband sich mit der Vorstellung der Datenernte überdies eine Dringlichkeit, die im „empiristischen Mahnruf“⁵² der Völkerkunde (und der Volkskunde) einen prägnanten Ausdruck fand und sich im Zitat hier in dem Gedanken spiegelt, das Aufsammeln der Daten könne und müsse zunächst abgeschlossen werden. Analyse und Hypothesenbildung hingegen wurden in eine mehr oder weniger ferne Zukunft verschoben und damit in die Hände künftiger Forschender gelegt.

Die Konzeptualisierung von *Daten als Fakten* ist bekanntermaßen keineswegs historisch, sondern im allgemeinen Sprachgebrauch sowie in manchen Forschungsbereichen ausgesprochen virulent. Die Vorstellung von *hard numbers* mit direktem Seins-Bezug, beobachterunabhängig und gereinigt von Störung und Rauschen,⁵³ wird derzeit entsprechend

49 Vgl. ähnlich in der US-amerikanischen Kulturanthropologie die Ansätze Franz Boas' und seiner SchülerInnen: Jeffrey C. Johnson, Daniel J. Hruschka: Research Design an Research Strategies. In: H. Russell Bernard, Clarence C. Gravlee (Hg.): Handbook of Methods in Cultural Anthropology. London 2015, S. 97–130, hier S. 99 f.

50 Weiler (wie Anm. 48).

51 Lorraine Daston, Peter Galison: Objektivität. Frankfurt am Main 2007, S. 151.

52 Ebd., S. 87–89.

53 Vgl. Ramon Reichert: Big Data als Boundary Objects. Zur medialen Epistemologie von Daten. In: Thorben Mämecke, Jan-Hendrik Passoth, Josef Wehner (Hg.): Bedeutende Daten. Medien – Kultur – Kommunikation. Wiesbaden 2018, S. 17–33, hier S. 18 f, https://doi.org/10.1007/978-3-658-11781-8_2 (Zugriff: 18.9.2018).

in vielen medien- bzw. kulturwissenschaftlichen Arbeiten kritisch reflektiert, vor allem mit Blick auf die Konsequenzen für die Art und Weise, wie aus Big Data Wissen generiert wird.⁵⁴ Eine kategoriale Unterscheidung zwischen Big Data und sogenannten Long-Tail-Data, die wenig standardisiert sind und meist ein geringes Datenvolumen aufweisen,⁵⁵ als solche aber Forschungsdaten vieler Disziplinen sind, wird dabei bisher allerdings kaum vorgenommen.

Das kursorische Spektrum der Datenkonzepte ließe sich sicher erweitern.⁵⁶ Und auch, wenn die definitorischen Probleme hier nicht gelöst werden können: Die Unklarheiten der Begriffsverwendung verweisen jedenfalls darauf, dass die in der Debatte um Forschungsdaten regelmäßig anzutreffenden Unterscheidungen von (objektiven) Rohdaten, Forschungsprimärdaten, prozessierten Daten und Interpretationen, die am Ende der Datenanalyse stehen, nicht ohne Weiteres auf die gesamte Forschung der ethnologischen Fächer übertragen werden können. Weil aber – auch das Zitat von Adolf Bastian zeigt es – Daten „Teil von Epistemologien [sind], also Theorien und Lehren davon, wie gültiges Wissen

54 Im Überblick z. B. Andrew Iliadis, Federica Russo: *Critical Data Studies: An Introduction*. In: *Big Data & Society* 2 (3), 2016, <https://doi.org/10.1177/2053951716674238> (Zugriff: 15.9.2018), sowie die Beiträge in Ramón Reichert (Hg.): *Big Data. Analysen zum digitalen Wandel von Wissen, Macht und Ökonomie*. Bielefeld 2014.

55 Vgl. Robin Rice, John Southall: *The Data Librarian's Handbook*. London 2016, S. 28.

56 Und auch in benachbarten Disziplinen besteht hier keineswegs Klarheit bzw. wird über je spezifische Datenbegriffe nachgedacht. Jörg Strübing, qualitativ forschender Soziologe, schlägt z. B. vor, Daten und Material so zu unterscheiden: Daten sind „kognitive Relationen, die wir im analytischen Prozess zwischen Teilen des Materials und unserer analytisch-theoretischen Struktur entwickeln, d. h. nicht das Material selbst (z. B. ein Interviewtranskript) ist das Datum, sondern die durch unsere Analyseperspektive gebundene Beziehung zwischen Material und entstehender gegenstandsbezogener Theorie.“ Die Unterscheidung betont die Prozesshaftigkeit der Datengenerierung, lässt das Verhältnis vor allem zum informatorischen Datenbegriff aber offen. Vgl. Jörg Strübing: *Qualitative Sozialforschung. Eine komprimierte Einführung*. Berlin 2018, S. 239. Auch beim Historikertag 2018 wurde über Datenkonzepte in den Geschichtswissenschaften diskutiert. Vgl. Tagungsbericht: HT 2018: Forschungsdaten. Rechtliche Herausforderungen und wissenschaftliche Reputation. Forschungsdatenmanagement als Bestandteil einer neuen Wissenskulturskultur, 25.–28.9.2018 Münster. In: *H-Soz-Kult*, 30.11.2018, www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-7988 (Zugriff: 1.12.2018).

in der jeweiligen Disziplin zu generieren ist“,⁵⁷ sind weitere Auseinandersetzungen mit der Frage, wie sich die verschiedenen Begriffe zueinander verhalten und welcher Datenbegriff zur Anwendung kommt, wenn im ethnografischen Forschungsprozess aus Material, Dokumenten oder Quellen Daten werden, erforderlich. Nicht zuletzt, um die gerade mit Blick auf die Datenarchivierung notwendige Kommunikation über Disziplin- und Domänengrenzen hinweg zu ermöglichen.

3. Vom Wert der Daten. Szenarien sekundärer Nutzungen

Es „hat den Anschein“, haben die Wissenschaftshistoriker Michael Hagner und Caspar Hirschi in kritischer Absicht zugespitzt, „dass Fragen der Bereitstellung, Kommunikation und Partizipation als neue epistemische Tugenden fungieren, die älteren Tugenden wie Originalität, Analyse und Kritik den Rang ablaufen“.⁵⁸ Abgesehen von der Polemik, ist hier die berechtigte Frage nach dem Wozu großflächiger Datenarchivierung und Verfügbarmachung gestellt. Diese Frage stellt sich ganz allgemein, weil schon der dauerhafte Erhalt von Auffindbarkeit, Zugänglichkeit und Interpretierbarkeit von Daten ressourcenintensiv ist, dann aber auch angesichts des erheblichen Aufwands, der gerade für die Aufbereitung von qualitativen Forschungsdaten betrieben werden muss: Kontexte der Datenerhebung müssen ausführlich dokumentiert, Metadaten erstellt, rechtliche Fragen geklärt und Daten ggf. anonymisiert bzw. pseudonymisiert werden. Der tatsächliche zeitliche Aufwand und die Kosten der Aufbereitung können zum jetzigen Zeitpunkt bestenfalls geschätzt werden. Ganz abgesehen vom „müden User“, dessen Kapazitäten an Aufnahme-fähigkeit und Zeit sich mit der digitalen Produktion von Forschungsergebnissen und -daten nicht verändert haben.⁵⁹ Die Frage stellt sich aber auch mit Blick auf den Umstand, dass die Ethnologien als Volks- bzw. Völkerkunde spätestens nach 1945 mit großem Aufwand versucht haben, sich vom Image oder Stigma (und den tatsächlichen Implikationen) der

57 Koch (wie Anm. 7).

58 Michael Hagner, Caspar Hirschi: Editorial. In: David Gugerli u. a. (Hg.): Digital Humanities (Nach Feierabend, Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte 9). Zürich 2013, S. 7–11, hier S. 10.

59 Valentin Groebner: Wissenschaftssprache digital: Die Zukunft von gestern. Konstanz 2014, S. 109.

„Sammelwissenschaft“ zu befreien – Moritz Lazarus z. B. hatte bereits 1891 in einem Vortrag Über Volkskunde als Wissenschaft mit Blick auf das enzyklopädische Prinzip angemerkt, es dürfe sich nicht nur um „ödes und blödes Sammeln handeln“, das zusammengetragene Material müsse auch gedeutet werden.⁶⁰ Es ist jedenfalls nicht ganz ohne Ironie, dass die aktuelle Such- und Deutungskultur im Modus der Datenbankabfrage mit immer neuen Möglichkeiten der Rekombination, der Mustererkennung und nicht zuletzt der Visualisierung auch der Datensammlung selbst neue Legitimität verleiht.⁶¹ Letzteres spiegelt sich etwa in Antworten auf die in der Debatte über Datenarchivierung häufig gestellte Frage, welche Anreize geschaffen werden müssten, damit Forschende ihre Daten aufbereiten und zur Nachnutzung zur Verfügung stellen: Verwiesen wird hier nicht nur auf die eindeutige Zitierbarkeit und damit die erhöhte Sichtbarkeit einer Datensammlung, eingefordert wird vielmehr deren Anerkennung als originäre, in der wissenschaftlichen Reputationsökonomie verwertbare Leistung.⁶²

In der Umfrage des FID haben jedenfalls knapp drei Viertel der Antwortenden den wissenschaftlichen Mehrwert recherchierbarer und nachnutzbarer ethnografischer Forschungsdaten ganz allgemein als „sehr hoch“, „hoch“ oder „eher hoch“ eingeschätzt. Im Detail stieß besonders die Überlegung, aus ‚alten‘ Daten künftig neue Fragen generieren zu können oder Vergleiche mit ähnlichen Daten zu ermöglichen, auf Zustimmung.⁶³ Über eine solche generelle zustimmende Feststellung hinaus ist aber bisher weitgehend unklar, was Nachnutzung und Sekundäranalysen ethnografischer Daten eigentlich bringen können. Oder anders gesagt: Unklar ist der Status solchen Materials für künftige Forschungen.

60 So gibt der Sitzungsbericht Lazarus' Beitrag wieder. Protokoll zur Sitzung vom 27.2.1891. In: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1, 1891, S. 231 f.

61 Vgl. David Gugerli: Die Welt als Datenbank. Zur Relation von Softwareentwicklung, Abfragetechnik und Deutungsautonomie. In: Daten (Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte 3). Zürich 2007, S. 11–36.

62 Vgl. z. B. Jens Klump: Data as Social Capital and the Gift Culture in Research. In: Data Science Journal 16, 2017, S. 1–8, <http://doi.org/10.5334/dsj-2017-014> (Zugriff: 18.9.2018); Gert G. Wagner: Forschungsdaten fallen nicht vom Himmel. Bessere Anreize für das Sammeln und die Produktion von Daten. In: Forschung & Lehre. Alles was die Wissenschaft bewegt 9, 2010, S. 650 f.

63 Imeri, Danciu (wie Anm. 18), S. 19 f.

Langfristige Arbeit mit dem eigenen Material

Dass in der rezenten Forschung kaum Nachnutzungsszenarien entwickelt werden, liegt auch daran, dass es vor allem die *eigene* Feldforschung ist, die in den ethnologischen Fächern viele Karrieren ermöglicht. Zumindest gilt das dann, wenn man an die Nachnutzung durch Dritte, durch Kolleginnen und Kollegen des eigenen Faches oder auch aus anderen Disziplinen denkt. Für viele gehören aber z. B. Formen der Weiternutzung oder Wiederverwendung eigenen Materials zur Forschungsroutine, wie das etwa Gisela Welz in ihrer Betrachtung temporalisierter Feldforschung thematisiert hat. In solchen zeitlich diskontinuierlichen Forschungsszenarien kehren Forschende an den Ort früherer stationärer Forschung zurück oder es werden *permanent fieldsites* unterhalten, die zu kürzeren Feldaufenthalten mehrfach auch über Jahre aufgesucht werden – weil sich intensive Feldbeziehungen nicht beliebig oft im ForscherInnenleben neu etablieren lassen, weil emotionale Bindungen an Menschen vor Ort dazu auffordern oder verpflichten können, wiederholt Zeit zu investieren, oder weil die Zwänge akademischer Arbeitswelten keine andere Arbeitsform zulassen.⁶⁴ Selbst erarbeitetes Material wird dabei unter Umständen über lange Zeiträume ergänzt, erweitert, wiederholt be- und umgearbeitet, neu arrangiert und interpretiert.⁶⁵ Diese Form der Langzeituntersuchung ermöglicht nicht nur neue Blicke auf ‚altes‘ Material, sondern auch die Beschreibung und Bewertung langfristiger sozialer und ökonomischer Veränderungen, wie Gisela Welz selbst mit Blick auf *European Products* und die Effekte eines spezifisch EU-europäischen Kulturerberegimes in Zypern eindrücklich gezeigt hat.⁶⁶ Sie wirft aber auch die Frage auf, wann und bei welchem Stand der Bearbeitung Daten archiviert werden können oder sollen, wenn Forschung nicht in Form einer zeitlich klar begrenzten

64 Vgl. Gisela Welz: Die Pragmatik ethnografischer Temporalisierung. Neue Formen der Zeitorganisation in der Feldforschung. In: Sabine Hess, Johannes Moser, Maria Schwertl (Hg.): *Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte*. Berlin 2013, S. 39–54.

65 Z. B. Birgitt Röttger-Rössler: Die kulturelle Modellierung des Gefühls. Ein Beitrag zur Theorie und Methodik ethnologischer Emotionsforschung anhand indonesischer Fallstudien. Münster 2004. Darin greift die Autorin u. a. auf Material zurück, das sie am Beginn der 1980er Jahre erhoben hat. Vgl. Dies.: *Rang und Ansehen bei den Makassar von Gowa (Süd-Sulawesi/Indonesien)*. Berlin 1989.

66 Vgl. Gisela Welz: *European Products. Making and Unmaking Heritage in Cyprus*. New York u. a. 2015.

Studie organisiert ist, nach deren Ende Daten an ein Repository übergeben werden könnten.

„Fremde“ Daten nutzen

Neben der Weiterverwendung eigenen Materials gibt es in den Ethnologien auch mehr oder weniger etablierte Formen gemeinsamer Datennutzung. Angesprochen ist hier zunächst die kollaborative Forschung in Teams, sofern der Projektkontext eine gemeinsame ‚Datenpraxis‘ vorsieht und erlaubt, wenn nicht erfordert. Auch wenn selten explizit gemacht wird, welche Strategien für die gemeinsame Arbeit an denselben Daten entwickelt wurden, liegt ein wesentlicher Unterschied zu sekundären Nutzungen sicher in dem Umstand, dass zumindest potenziell wechselseitig Einfluss auf Datenproduktion und -analyse ausgeübt werden kann und dass eventuell notwendige Übersetzungsleistungen im direkten Austausch erbracht werden können.⁶⁷ Eine konkretere Form der Nachnutzung sind Langzeitstudien, an denen mehrere ‚Generationen‘ von Forschenden beteiligt sind. So hat etwa die Anthropologin Lisa Cliggett den enormen Aufwand beschrieben, sich in die Daten aus mehreren Jahrzehnten Forschung im *Gwembe Tonga Research Project* einzuarbeiten, in dem seit 1956 – ursprünglich in der Absicht, die Auswirkungen des Baus eines Staudamms am Sambesi in Sambia auf lokale Bevölkerungen zu beobachten – geforscht wird.⁶⁸

Dass der Umgang mit ‚fremdem‘ Material Schwierigkeiten bereiten kann, zeigt ein ganz anderes Beispiel: Bernd Rieken, Volkskundler und Psychoanalytiker, hatte rund zehn Jahre nach einem Lawinenunglück in Galtür Interviews mit Überlebenden und Betroffenen geführt. Im Rahmen qualitativer Katastrophenforschung war Rieken vor allem an Verarbeitungsprozessen und der Integration des Geschehenen in

67 Vgl. Katrin Amelang: Herausforderung „Team-Ethnographie“ – Notizen zu interdisziplinärer & internationaler Forschungszusammenarbeit. Vortrag am Institut für Europäische Ethnologie, Humboldt-Universität zu Berlin, 6.11.2007 (unveröff. Arbeitspapier); Teena Clerke, Nick Hopwood: *Doing Ethnography in Teams. A Case Study of Asymmetries in Collaborative Research*. Cham u. a. 2014.

68 Vgl. Lisa Cliggett: *Preservation, Sharing and Technological Challenges of Longitudinal Research in the Digital Age*. In: Sanjek, Tratner (wie Anm. 7), S. 231–250.

Lebensgeschichten interessiert.⁶⁹ Für eine Publikation bat er später Kolleginnen und Kollegen um eine Deutung von drei dieser Interviews aus ihrer je eigenen fachlichen Perspektive, darunter auch den Europäischen Ethnologen Michael Simon. Doch Simon hatte Bedenken: Als „äußerst kitschig“ empfand er die Aufgabe, denn es „handelt sich um Fremddaten, über deren Zustandekommen mir an und für sich wenig bekannt ist. [...] Bei seinen Erhebungen in Galtür bin ich nicht dabei gewesen, konnte nicht die Personen kennenlernen, mit denen er gesprochen hat, habe nicht ihre Nähe gespürt und einen Eindruck von den Örtlichkeiten gewinnen können“. Während die ebenfalls um eine Interpretation gebetenen Psychologen und Psychotherapeutinnen sich zu diesem Umstand überhaupt nicht äußerten, schreibt Simon: „Diesem Ansinnen nachzukommen kostet Überwindung. [...] Dem Ethnologen bereiten solche Formen des Austauschs Schwierigkeiten“.⁷⁰ Was er dann auf wenigen Seiten entfaltet, ist ein in der Europäischen Ethnologie bisher kaum anzutreffender Versuch der Neuinterpretation zeitlich aktueller ‚Fremddaten‘, inklusive methodischer Reflexionen über den Interpretationsprozess. Seine Beobachtungen sind aufschlussreich, auch wenn die ‚Nachnutzung‘ hier vom Primärforschenden selbst intendiert war, das Material also nicht zur Beantwortung einer eigenen Fragestellung gewählt wurde: Simon hat zunächst versucht, sich zu den drei – mit durchschnittlich je 35 Minuten recht kurzen – Interviews Kontextmaterial zu besorgen, etwa im Internet verfügbare Fotos und Videos, die die interviewten Personen zeigen. Er beschreibt weiter, dass die zunächst problematisierte fehlende Nähe zu Riekens GesprächspartnerInnen die Interpretation im Vergleich zu selbst erhobenem Material auch erleichtert habe, ohne gleichzeitig eine respektvolle Grundhaltung aufzugeben. Simon hat sich letztlich entschlossen, die Interaktion zwischen Interviewer und GesprächspartnerInnen zum Thema zu machen und die Interviews eher wie historisches Material zu betrachten. Und obwohl er den Kollegen keineswegs schont, ist im Text auch der respektvolle Umgang mit dessen Arbeit sehr deutlich spürbar.

Letzteres führt zu einer Beobachtung aus den Erhebungen des FID: Die Offenlegung von Forschungsdaten gegenüber Dritten kann mit Ängs-

69 Vgl. Bernd Rieken: Schatten über Galtür? Gespräche mit Einheimischen über die Lawine von 1999. Ein Beitrag zur Katastrophenforschung. Münster u. a. 2010.

70 Michael Simon: Ethnologische Anmerkungen zu Bernd Riekens „Gesprächen mit Einheimischen“ in Galtür. In: Bernd Rieken (Hg.): Wie bewältigt man das Unfassbare? Interdisziplinäre Zugänge am Beispiel der Lawinenkatastrophe von Galtür. Münster u. a. 2015, S. 93–105, hier S. 93 f.

ten verbunden sein; von der „Schere im Kopf“, die gewohnte Weisen des Fragens, Schauens und Notierens beeinträchtigen könnte, vom Verlust von Offenheit und „Unbefangenheit“ ist dann beispielsweise die Rede. Denn das intensive Im-Feld-Sein, die Teilnahme der Forschenden am Geschehen berührt deren ganze Person, die „keine unabhängige Größe darstellt, sondern bei der Abrechnung der Forschungsleistungen mit all ihren menschlichen Stärken und Schwächen voll zu Buche schlägt.“⁷¹ Sofern Forschende selbst in ihren Daten als Personen erkennbar werden – und das dürfte regelmäßig der Fall sein –, können Daten auch in dieser Hinsicht sensibel sein, und es wird künftig vielleicht über eigene forschungsethische Standards der Nachnutzung nachgedacht werden müssen.

Der unklare Status solchen Materials hängt also auch mit dessen Qualität für Sekundäranalysen zusammen. Offen ist etwa, wie sich die oben schon angesprochene, für die Interpretation unverzichtbare Kontextualisierung von Forschungsdaten angemessen realisieren lässt. Denn: „Datasets don’t speak for themselves.“⁷² Es geht dabei nicht nur um die Dokumentation allgemeiner Projekthintergründe oder auch forschungstrategischer Entscheidungen, obwohl schon solches projektspezifische Wissen gerade in Einzelforschungen oder kleinen Forschungsteams häufig implizit bleibt.⁷³ Vielmehr wirft die enge Bindung aller Bearbeitungsschritte an theoretische wie methodische Perspektiven und feldspezifische Bedingungen und Möglichkeiten Fragen nach unterschiedlichen Ebenen von *Kontext* auf. Was *Kontext* ist, bestimmen Forschende nicht so sehr entlang definierter Sets an Umständen, Bedingungen oder Elementen eines konkreten Settings, vielmehr wird in einem dynamischen Prozess entschieden, welche Informationen letztlich relevant sein sollen.⁷⁴ *Kontext* – darauf ist in unseren Erhebungen wiederholt hingewiesen worden⁷⁵

71 Ebd., S. 93.

72 Rena Lederman: Archiving Fieldnotes? Placing ‚Anthropological Records‘ Among Plural Digital Worlds. In: Sanjek, Tratner (wie Anm. 7), S. 251–271, hier S. 261.

73 Vgl. Andrea Smioski: Archivierungsstrategien für qualitative Daten [54 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research 3 (14), Art. 5, 2013, Abs. 14, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs130350> (Zugriff: 18.9.2018).

74 Vgl. Irena Medjedović: Qualitative Sekundäranalyse. Zum Potenzial einer neuen Forschungsstrategie in der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden 2014, S. 144–163. Anhaltspunkte für eine „gute Datendokumentation“ bei Smioski (wie Anm. 73), Abs. 17–19.

75 Vgl. auch Lehmann, Stodulka, Huber (wie Anm. 34), S. 69.

– wäre in diesem Sinne etwa auch das in die Forschungsbeziehung eingebettete relationale, implizite und intuitive Wissen. Auch das für die ethnografische Wissensproduktion so wichtige körperlich-sinnliche Erleben und die „*epstemic affects*“⁷⁶ der Forschenden gehören dazu – beides bildet sich zwar in „*headnotes*“,⁷⁷ aber eben nur begrenzt datenförmig ab.

Eine unmittelbare, umstandslose Verwendung ethnografischer Daten für eine Sekundärforschung wird jedenfalls nicht ohne Weiteres möglich sein – weder im eigenen Fach noch in anderen Disziplinen.⁷⁸ Es werden deshalb nicht zuletzt mit Blick auf zeitliche und finanzielle Ressourcen angemessene Verfahren und Strategien der Dokumentation von Kontexten auch für unterschiedliche Materialarten benötigt – denn die sogenannten Metadaten werden kaum genügen.

Historisches Material nachnutzen

Es ist interessant zu beobachten, dass die Volkskunde wie die Völkerkunde – bei allen Unterschieden im Einzelnen – mit der vielfach üblichen Entkopplung der Materialsammlung von Auswertung und Interpretation bis ins 20. Jahrhundert hinein Züge ausgedehnter Datenmit- oder -nachnutzungsprojekte aufweisen. Denn die von Bastian geforderte umfangreiche „Datenernte“ konnte nur von Vielen bewältigt werden, die überdies oft erst eine für das Gelingen notwendige lokale Expertise einbrachten: Entsprechend ordneten und analysierten Forschende regelmäßig Material, das von anderen – Reisenden und Kolonialbeamten, interessierten Volksschullehrern, Vereinsmitgliedern u. Ä. – gesammelt, erhoben, gekauft, auch geraubt worden war.⁷⁹

76 Thomas Stodulka, Nasima Selim, Dominik Mattes: Affective Scholarship: Doing Anthropology with Epistemic Affects. In: *ETHOS* 4 (46), 2018, S. 519–536, <http://10.1111/etho.12219> (Zugriff: 30.11.2018).

77 Simon Ottenberg: Thirty Years of Fieldnotes: Changing Relationships to the Text. In: Roger Sanjek (Hg.): *Fieldnotes. The Makings of Anthropology*. Ithaca (N.Y.) 1990, S. 139–160.

78 Das wird für Daten aus geisteswissenschaftlicher Forschung ähnlich diskutiert. Vgl. Patrick Sahle, Simone Kronenwett: Jenseits der Daten: Überlegungen zu Datenzentren für die Geisteswissenschaften am Beispiel des Kölner ‚Data Center for the Humanities‘. In: *LIBREAS. Library Ideas* 23, 2013, S. 76–96, hier S. 82, <https://libreas.eu/ausgabe23/09sahle/> urn:nbn:de:kobv:11-100212726 (Zugriff: 20.9.2018).

79 Für die Volkskunde vgl. z. B. Sabine Imeri: Sammelstellen und Deutungsagenturen. Volkskunde im Verein um 1900. In: Christiane Cantauw, Michael Kamp, Elisabeth

Diese Arbeitsteilung verlor – ausgehend von der britischen Sozialanthropologie – erst mit der Durchsetzung des Feldforschungsparadigmas in Folge der Forschungs- und Lehrtätigkeit Bronislaw Malinowskis, der seine Doktorarbeit über Familien bei den Aborigines Australiens selbst noch auf der Grundlage von Sekundärmaterial erarbeitet hatte,⁸⁰ an Legitimität. Die Etablierung dieser neuen Form ethnografischer Praxis hatte mit der Zentrierung der Wissensarbeit auf die Person des Feldforschers bzw. der Feldforscherin⁸¹ auch zur Folge, dass große Mengen des erhobenen Materials sehr viel stärker an die forschende Person gebunden – und damit ‚privatisiert‘ – wurden als zuvor.⁸²

Auch die teils großen – und teils aus problematischen Entstehungszusammenhängen kommenden – Materialsammlungen älterer volkskundlicher Fachtradition legen bis heute beredtes Zeugnis von der arbeitsteiligen Praxis ab.⁸³ Und sie sind durchaus für sekundäre Auswertungen genutzt worden: Schon in den 1960er Jahren hatte z. B. Ingeborg Weber-Kellermann in ihrer Arbeit zu Erntebräuchen auf der Grundlage des Umfragematerials von Wilhelm Mannhardt aus der Mitte des 19. Jahrhunderts eine Neuinterpretation unter sozial- und kulturhistori-

Timm (Hg.): *Figurationen des Laien zwischen Forschung, Leidenschaft und politischer Mobilisierung. Museen, Archive und Erinnerungskultur in Fallstudien und Berichten.* Münster 2017, S. 27–40.

- 80 Vgl. Adam Kuper: *Anthropology and Anthropologists. The British School in the Twentieth Century.* London [1973] 2015, S. 9.
- 81 Dass damit auch eine Entformalisierung der Arbeitsbeziehungen im Feld (mit Einheimischen, Kolonialbeamten, Händlern u. a.) einherging, Kooperation gleichwohl stattfand, zeigt Alexa Färber: *Das unternehmerische ethnografische Selbst. Aspekte der Intensivierung von Arbeit im ethnologisch-ethnografischen Feldforschungsparadigma.* In: Ina Dietzsch, Wolfgang Kaschuba, Leonore Scholze-Irrlitz (Hg.): *Horizonte ethnografischen Wissens. Eine Bestandsaufnahme.* Köln u. a. 2009, S. 178–202.
- 82 Malinowski selbst hat sein Material aus der Forschung auf den Trobriand-Inseln bis 1935 immer wieder ausgewertet und in sieben Monografien publiziert. Adam Kuper: *Anthropology and Anthropologists. The Modern British School.* 3. Auflage, London [1973] 1997, S. 18.
- 83 Vgl. Christoph Schmitt (Hg.): *Volkskundliche Großprojekte. Ihre Geschichte und Zukunft.* Münster 2005. Einige dieser Sammlungen sind inzwischen digitalisiert worden oder befinden sich in der Digitalisierung. Holger Meyer, Christoph Schmitt, Stefanie Janssen, Alf-Christian Schering (Hg.): *Corpora ethnographica online. Strategien der Digitalisierung kultureller Archive und ihrer Präsentation im Internet.* Münster 2014, <https://content-select.com/de/portal/media/view/54f81ebc-8aac-4c96-ad4a-71e0bodd2do3> (Zugriff: 18.9.2018).

schen Aspekten vorgenommen. In einer weniger bekannten Arbeit hatte Ulrich Bentzien zur selben Zeit einen nicht intendierten Überschuss in Richard Wossidlos umfangreichen, zwischen etwa 1890 und 1939 entstandenen Materialsammlungen zur Sprachforschung genutzt und unter ganz neuen Gesichtspunkten – dem *Eindringen der Technik in die Lebenswelt der mecklenburgischen Landbevölkerung* – ausgewertet: „Ohne daß er [Wossidlo] systematisch nach der Stellung seines Landvolkes zur Technik geforscht hatte, notierte er doch gewissenhaft solche zwanglos gemachten Äußerungen von Landarbeitern und Bauern. Neben diesen formlosen Aussagen registrierte Wossidlo getreu das Eindringen technischer Elemente in die folkloristischen Gattungen (Sage, Schwank usw.) sowie die mundartlichen Bezeichnungen der technischen Gegenstände und Vorgänge.“⁸⁴ Gleichzeitig reflektierte Bentzien die Grenzen dieser Form der Sekundäranalyse, sowohl hinsichtlich der Quantität des – gemessen am Umfang von Wossidlos Materialsammlungen – tatsächlich verwertbaren Materials als auch mit Blick auf dessen Formung durch die Perspektiven des Primärforschers selbst: Wossidlos „ausgesprochen romantisch beeinflusste und stets auf das Alter des Überlieferungsgutes bedachte Sammlernatur“ hätte womöglich „der Aufzeichnung modernerer Ausformungen hier und da instinktiv widerstanden.“⁸⁵

Arbeiten, die ausgelotet haben, welche Nutzungspotenziale in altem Material stecken können, sind aber auch in den letzten Jahren erschienen: Michael Simon z. B. hat sich damit befasst, welchen Wert das Material des *Atlas der deutschen Volkskunde* für die Beantwortung aktueller Fragen haben und wie er zum Verständnis „volksmedizinischer“ Vorstellungen und Praktiken“ der Zwischenkriegszeit beitragen kann, während Lioba Keller-Drescher mit Studierenden erkundet hat, inwieweit sich an Material aus Mundarterhebungen der Tübinger Arbeitsstelle Sprache in Südwestdeutschland aus den 1950er Jahren z. B. Performativität von Sprache untersuchen lässt.⁸⁶

84 Ulrich Bentzien: *Das Eindringen der Technik in die Lebenswelt der mecklenburgischen Landbevölkerung. Eine volkskundliche Untersuchung.* [Maschinenschr.] Diss., Berlin, 1961, S. 13.

85 Ebd., S. 329.

86 Vgl. Michael Simon: „Volksmedizin“ im frühen 20. Jahrhundert. Zum Quellenwert des Atlas der deutschen Volkskunde. Mainz 2003; Lioba Keller-Drescher: Kurzer Rede langer Sinn – Rekonstruierende Interviewanalyse. In: Dies., Bernhard Tschofen (Hg.): *Dialekt und regionale Kulturforschung. Traditionen und Perspektiven einer Alltagssprachforschung in Südwestdeutschland.* Tübingen 2009, S. 197–205.

Abgesehen von der immer wieder neu gestellten Frage, wie ein adäquater Umgang mit den Hinterlassenschaften älterer Forschung aussehen kann oder soll, gibt es insgesamt also durchaus verschiedene Praktiken und Arbeiten, an die das Nachdenken über die Nachnutzungspotenziale von Forschungsdaten für das eigene Fach anknüpfen kann. Verfolgen ließe sich etwa die Frage, inwiefern Daten bei der dauerhaften Archivierung in einer ähnlichen Weise den Zustand oder das Register wechseln, wie Krzysztow Pomian das für Objekte in Museumssammlungen beschrieben hat.⁸⁷ Auch wenn der Registerwechsel Forschungsdaten nicht in derselben Radikalität zu etwas anderem machen mag: Indem sie aus ihrem Entstehungszusammenhang herausgelöst werden, können sie – bei aller Sorgfalt der Kontextdokumentation – von Dritten nicht mehr in derselben Weise verwendet werden wie von den erhebenden Personen selbst. Sie werden aber auch nicht umstandslos zu historischem Material, solange die vielschichtigen Kontexte ihrer Erhebung gegenwärtig sind. Das geschieht vielmehr erst dann, wenn „die Konserve den Zeitzeugen überlebt“, wie die Historikerin Almuth Leh mit Blick auf Oral-History-Interviews schreibt, wenn nicht nur ForschungspartnerInnen versterben, sondern auch Forschungsperspektiven und -methoden historisch werden.⁸⁸ In jedem Fall werden die in den Geisteswissenschaften üblichen Verfahren qualifizierter Quellenkritik ebenso regelmäßig wie notwendig angewendet werden müssen.

In der Umfrage des FID jedenfalls wurde mehrfach die Vermutung geäußert, dass der Wert ethnografischer Daten für die ethnografische Forschung selbst zunehmen dürfte, je länger ihre Erhebung zurückliegt. Viele halten deshalb eine zeitlich – zumindest potenziell – unbegrenzte Archivierung für erstrebenswert.⁸⁹

87 Vgl. Krzysztow Pomian: *Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln*. Berlin [1987] 1998.

88 Vgl. Almuth Leh: *Zeitzeugenkonserven. Interviews für nachfolgende Forschungsgenerationen im „Archiv Deutsches Gedächtnis“*. In: *Archivar* 2 (71), 2018, S. 155–157.

89 Sabine Imeri: *Open Data. Forschungsdatenmanagement in den ethnologischen Fächern. Auswertung einer Umfrage des Fachinformationsdienstes Sozial- und Kulturanthropologie an der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin 2016*. Teil II, Berlin [erscheint 2019].

Geeignete Daten auswählen

Es bleibt die Frage, welche Daten, welche Materialien aus ethnografischen Forschungen für Nachnutzungen geeignet sein können. Es sind kürzlich interessante Arbeiten von ZeithistorikerInnen erschienen, die zeigen, welches Potenzial etwa in der Neuauswertung von Interviews stecken kann, die zu einem anderen Zweck geführt worden sind: So hat z. B. Marcus Böick für eine Studie über das umstrittene Wirken der Treuhand-Anstalt, die in den frühen 1990er Jahren mit der Privatisierung des einstigen Volksvermögens der DDR beauftragt war, auch rund 50 Interviews ausgewertet, die der Ethnologe Dietmar Rost 1992/93 mit Mitarbeitenden der oberen und mittleren Führungsebene der Treuhand-Anstalt geführt hatte, um individuelle „Innensichten“ auf die Arbeit der Behörde zu dokumentieren.⁹⁰ Weder die Originalaufnahmen der Interviews noch Transkripte oder Begleitmaterialien waren nachvollziehbar archiviert, Böick stieß über Umwege auf eher zufällig erhaltene Disketten mit Transkripten in Privatbesitz.⁹¹ Ergänzende Auswertungen und Informationen zu den Interviews erhielt er von Dietmar Rost selbst – ein Hinweis darauf, wie wichtig der Kontakt zu den Primärforschenden vor allem dann ist, wenn Forschungskontexte unzureichend dokumentiert sind.⁹²

Auf die Nachnutzung von Interviewmaterial als eigenständige Forschungsstrategie rekurrieren auch Überlegungen im Rahmen der qualitativen Soziologie;⁹³ die Nachnutzungspotenziale anderer Materialarten – Beobachtungsprotokolle, Bilder oder Videos u. a. – werden zu prüfen sein, am besten exemplarisch in eigenen Projekten. Möglicherweise ist manches auch nicht geeignet: Kontrovers ist z. B. die „Nachnutzungsfä-

90 Marcus Böick: *Die Treuhand. Idee – Praxis – Erfahrung: 1990–1994*. Göttingen 2018.

91 Vgl. ebd., S. 55.

92 Ähnlich hat auch Christina von Hodenberg AutorInnen der *Bonner Längsschnittstudie des Alterns (BOLSA)* kontaktiert, eine gerontopsychologische Studie, in deren Rahmen in den Jahren 1964 bis 1985 zahlreiche Interviews geführt worden waren, die von Hodenberg für ihre Studie *Das andere Achtundsechzig* neu und Disziplinengrenzen überschreitend ausgewertet hat. Christina von Hodenberg: *Das andere Achtundsechzig. Gesellschaftsgeschichte einer Revolte*. München 2018, S. 195. Im Fall von BOLSA sind Tonbänder und andere Materialien in das Historische Datenzentrum Sachsen-Anhalt überführt worden, sie werden dort digitalisiert und zur weiteren Nutzung bereitgestellt. <https://www.geschichte.uni-halle.de/struktur/hist-data/bolsa/> (Zugriff: 10.9.2018).

93 Vgl. Medjedović (wie Anm. 74).

higkeit‘ von Feldtagebüchern, die zwar – auch wenn die Art und Weise, wie Forschende dieses spezifische Dokumentationsformat einsetzen, enorm variiert – als nicht nur individuelles, sondern oft sehr persönliches Material für die Erkenntnisproduktion hohen Wert haben können. Gleichzeitig kann aber die Verwobenheit der forschenden Person mit ihrem Material hier besonders deutlich hervortreten. Entsprechend ist ein wiederkehrendes Argument, dass Feldnotizen von Dritten nicht angemessen verstanden werden können – und Data Sharing häufig mit besonderen Vorbehalten verbunden.⁹⁴ Möglicherweise wird sich auch aus allgemeineren Erwägungen der Datensicherheit heraus die oft praktizierte Trennung zwischen Beobachtungsdokumentation und tagebuchartigen Notizen künftig stärker durchsetzen.⁹⁵

Wie bereits angesprochen, wird künftig zu prüfen sein, welches Material bei welchem Stand der Aufbereitung es ‚wert‘ ist, dauerhaft archiviert zu werden. Denn auch wenn die digitalen Kommunikationskanäle „in der Form unbegrenzter Vermehrbarkeit bei vermeintlich stillgestellter Zeit“⁹⁶ Unendlichkeit zu versprechen scheinen, kann es schon mit Blick auf die ressourcenintensiven Verfahren der Langzeitarchivierung nicht das Ziel sein, alle Daten aus jeder Forschung vollständig zu archivieren.⁹⁷ Aber auch epistemologische Gründe sprechen dafür, eine Auswahl zu treffen: Vollständigkeit – weniger im enzyklopädischen Sinn als vielmehr mit Blick auf die Datensammlung – war zwar Ideal und epistemische Tugend der Wissenschaften vor allem des 19. Jahrhunderts und auch hier eng verknüpft mit Vorstellungen von Objektivität und wissenschaftlichem Fortschritt. Die Gesamtheit der Fossilien, alle Inschriften, eine ganze Kultur – auch Bastians Vorstellung der Datenernte, die an ein Ende gebracht werden könnte, verweist darauf. Kritisiert wurde das Vollständigkeitsideal aber schon von Zeitgenossen: Der Literaturhisto-

94 Vgl. Imeri (wie Anm. 89), vgl. auch Lederman (wie Anm. 72) sowie grundsätzlich zur Bedeutung von Feldnotizen für die professionelle Identität von Feldforschenden Jean Jackson: I am a Fieldnote. Fieldnotes as a Symbol of Professional Identity. In: Sanjek (wie Anm. 77), S. 3–33.

95 Vgl. Cliggett (wie Anm. 68).

96 Groebner (wie Anm. 59), S. 107.

97 Vgl. Achim Oßwald, Regine Scheffel, Heike Neuroth: Langzeitarchivierung von Forschungsdaten. Einführende Überlegungen. In: Heike Neuroth u. a. (Hg.): Langzeitarchivierung von Forschungsdaten: Eine Bestandsaufnahme. Göttingen 2012, S. 13–21, hier S. 16 f, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0008-2012031401> (Zugriff: 15.9.2018).

riker Richard M. Meyer z. B. bezeichnete es als „bürokratisch“ und der wissenschaftlichen Erkenntnis wenig zuträglich: „Man verlernt vollkommen Wichtiges und Unwichtiges zu scheiden, und hilft sich dann mit der schlechten Ausrede, in der Wissenschaft sei alles wichtig. [...] Die Vollständigkeit mechanisiert; sie stumpft das Auge ab“.⁹⁸

Es wird also darauf ankommen, Kriterien zu entwickeln, die Grundlage für die Auswahl und Bewertung von zur Langzeitarchivierung geeigneten Daten sein können. Ob in ähnlichen Formen, wie sie auch in Archiven und Sammlungen praktiziert werden, oder mit neuen Verfahren, wird zu diskutieren sein. Und das nicht nur, weil Forschungsförderinstitutionen wie die DFG erwarten, dass fachspezifische Daten-Policies künftig auch Auskunft darüber geben, welche Daten langfristig erhalten bleiben sollen und für welche Daten auf eine Archivierung verzichtet werden kann.⁹⁹ Vielmehr stecken hierin auch Möglichkeiten, Qualität und Wert ethnografischen Materials weniger zu kontrollieren als dezidiert zu reflektieren und selbstbewusst zur Geltung zu bringen – auch gegenüber anderen Disziplinen, Wissenschaftspolitik und weiteren Öffentlichkeiten.

Schluss

In der Umfrage des FID haben erstaunlich wenige Teilnehmende die Frage, ob sie sich vorstellen könnten, in Zukunft Daten von anderen Forschenden zu benutzen, mit einem eindeutigen Nein beantwortet. Ob es künftig in den Ethnologien Arbeiten geben kann, die ausschließlich auf der Grundlage einer Re-analyse ‚alter‘ Daten und ohne eigene Feldforschung entstehen – und dann vielleicht auch verstärkt digitale Methoden nutzen –, oder ob diese Daten eher zusätzlich zu anderem Material verwendet werden, wird nicht nur von methodologisch-theoretischer Offenheit, Integrationsfähigkeit und Experimentierfreude abhängen, sondern auch davon, welche Akzeptanz solche Forschungen erfahren werden.

98 Vgl. Richard M. Meyer: Vollständigkeit. Eine methodologische Skizze. In: *Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte* 14, 1907, S. 1–17, hier S. 14.

99 Förderung von Informationsinfrastrukturen für die Wissenschaft. Ein Positionspapier der Deutschen Forschungsgemeinschaft 2018, S. 40, www.dfg.de/download/pdf/foerderung/programme/lis/positionspapier_informationsinfrastrukturen.pdf (Zugriff: 15.9.2018).

Voraussetzung für mögliche Nachnutzungen sind aber nicht nur die notwendigen Schritte der Aufbereitung, der Auswahl, Beschreibung und Kontextualisierung und der rechtlichen Prüfung. Es werden auch Datenarchive oder Datenrepositorien benötigt, die fachspezifische Zugänge, Forschungsstrategien und forschungsethische Grundsätze akzeptieren und unter diesen Maßgaben geeignete Verfahren etablieren und technische Lösungen entwickeln können. Auch wenn solche Datenarchive bisher bestenfalls in Ansätzen existieren, werden sie doch mit einiger Sicherheit aufgebaut werden. Wie Archivierungsprozesse, Regelungen und Standards, aber auch die Services solcher Datenarchive ausgestaltet sein werden, hängt nicht zuletzt davon ab, ob, mit welcher Intensität und welcher Expertise sich forschende EthnologInnen/VolkskundlerInnen/KulturanthropologInnen hier ganz konkret einmischen und positionieren werden.

Das gilt genauso für die übergreifenden Regelungsprozesse. Denn auch wenn viele Fragen ungeklärt sind, ist eines doch sehr deutlich: Die Forderung, Forschungsdaten langfristig zu erhalten und für Nachnutzungen zu öffnen, wird im Rahmen wissenschaftspolitischer Vorgaben, von Regelungen in der Forschungsförderung sowie Agenden und Richtlinien der Universitäten auch künftig bestehen bleiben, intensiviert werden und an Fahrt aufnehmen. Als Teil des digitalen Wandels von Wissenschaft wird Datenmanagement auch die Forschungspraxis der Europäischen Ethnologie/Kulturanthropologie weiter verändern. Datenmanagement sollte deshalb mit Blick auf beides – Risiken und Chancen – und verstärkt auch unter methodischen wie methodologischen Aspekten sowie den epistemologischen Konsequenzen reflektiert werden.¹⁰⁰ Perspektivisch wird es nicht zuletzt erforderlich sein, Konzepte für Weiterbildungen zu entwickeln, Datenmanagement in die Methodenausbildung bereits im Studium zu integrieren und dabei nicht nur mehr oder weniger generische Skills zu vermitteln,¹⁰¹ sondern vor allem spezifisches, reflexives Wissen vom Umgang mit Forschungsdaten.

100 Vgl. dazu auch die Überlegungen von Gertraud Koch (wie Anm. 7).

101 Wie dies mit arbeitsmarktorientiertem Blick auch auf außerwissenschaftliche Kompetenzanforderungen im Rahmen von „Data Literacy Education“ z. B. vom deutschen Stifterverband befördert wird. <https://www.stifterverband.org/data-literacy-education> (Zugriff: 18.9.2018).

Organizing, Archiving, and Sharing. Research Data Management in the Ethnologies

In recent years, *research data management* has assumed an increasingly prominent place in the research funding institutions debates about quality control and efficient use of data. At the same time *open research data* was promoted by the *open* movements too, with intent to support unrestricted access to knowledge. However, ethnologists are often reserved, because data archiving and the intended re-use of data raise a number of practical, legal and ethical questions. Although questions of how to organise digital data are as essential as how to preserve it permanently. In any case, to take part in the debate is inevitable with regard to the ongoing comprehensive regulatory processes.

Dealing with different aspects on research data management, problems and open questions on the one hand, and, on the other hand, pointing out opportunities that may arise for ethnographic research, this article seeks to make a contribution to the debate. Beyond that, taking a historical view provides a further framework to think about the changing conditions of knowledge production and circulation that are the wake of digitisation.